



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 22.

Wiesbaden, den 27. Februar 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Der Vogel Phönix“, Erzählung von Hermann Wagner. — „Abends nach fünf in Wien“, von H. Polgar. — „Türkische Gastfreundschaft“, von J. Weiskirch. — „Die drei Mütter“, von R. Blüthgen. — „Hildesheim“, von Hofrat Dr. C. Spielmann. (Schluß.) — „Bilderbogen fürs Haus“. — „Lustige Ede.“

Zum Geleite.

Viele Dinge von hohem Gewicht haben nur eine negative Existenz. Gesundheit ist Abwesenheit von Krankheiten. Reinheit Abwesenheit von Schmutz. Unschuld Abwesenheit des Bösen. So ist auch Freiheit: Abwesenheit von Zwang. Freie Forschung: Abwesenheit von Behinderung im Forschen nach der Wahrheit. Multatuli.

Der Vogel Phönix.

Erzählung von Hermann Wagner.

Ich Leopold Hörhammer, k. k. Leutnant der Reserve im Infanterie-Regiment Nr. . . , von Beruf Maler, gebürtig aus Wien, 29 Jahre alt, ledig, schreibe hier die Eindrücke nieder, die ich hatte, als ich bei G. in Galizien zum ersten Male in die Schlacht gegen die Russen geriet. Ich wurde in dieser Schlacht durch einen Schrapnellschuß nicht des Feindes, sondern der Oesterreicher am Kopfe verwundet, in dem Augenblicke, als es mir mit meinen Leuten fast gelungen war, bis hart zu den Russen vorzudringen, die, am Rande eines Waldes gut verschanzt, mit ihrem Feuer unsere Reihen dezimierten. Ich fiel als der letzte Offizier meiner Kompagnie. Diese Aufzeichnungen mache ich, während ich mich, nahezu schon wieder völlig hergestellt, bei den Eltern meiner Braut in häuslicher Pflege befinde und stündlich meine Rückberufung an die Front erwarte.

Vor allem möchte ich mich einmal ernstlich fragen, ob das, was ich während der heißesten Augenblicke, die die Schlacht brachte, empfand, Furcht war. Wenn ich nun ganz ehrlich gegen mich sein und mich nicht scheuen will, bis in die geheimsten Winkel meines Herzens hineinzuleuchten, dann muß ich bekennen: ja, es war Furcht! Aber ich darf hinzufügen: diese Furcht hielt nicht an, ich überwand sie vermöge meines Willens. Ja, diesen Zusatz darf ich machen. Und ich darf weiter sagen: wenn die Tatsache, daß das animalische Leben des Menschen durch ein Höheres, nämlich durch die Pflicht, die Idee, überwunden werden könne, für mich eines Beweises bedurft hätte, so ist dieser Beweis durch die Erfahrung, die ich an mir gemacht habe, lückenlos erbracht. Denn von dem Augenblicke an, da es meinem Willen gelungen war, sich von allem Engen und Niedrigen der Materie frei zu machen und sich mutig und kraftvoll der Idee zuzuwenden, war eine Gehobenheit in mein Dasein gekommen, mit deren Reinheit, Vollkommenheit und Schönheit sich nichts vergleichen läßt, was außerdem existiert. Ich war früher ein schlichter Mensch, der

vielfach unter einer gewissen Menschenfurcht litt. Heute bin ich furchtlos. Und ich weiß, daß, wenn es mir noch beschieden sein sollte, in diesem Kriege zu fallen, ich doch mein Leben in seinen letzten und höchsten Möglichkeiten voll ausgelebt hätte.

Die Umwandlung von einem unentschlossenen, zaghaften Menschen zu einem in edlem Sinne furchtlosen Soldaten vollzog sich in mir, nachdem ich mit Glück eine Situation überstanden hatte, in deren Verlaufe ich nervenstarke, wetterharte Männer hatte zu bleichen Schatten werden sehen. Die Einzelheiten dieser Situation haften noch in klaren Umrissen in meinem Gedächtnis, wie ein ferner Traum. Was ich von ihnen noch weiß, will ich hier mitteilen.

Es war in den ersten Nachmittagsstunden. Meine Kompagnie war noch nicht im Gefecht gewesen, nun aber erhielt sie den Befehl, ein Gehölz zu besetzen, und so marschierten wir los. Neben uns, in derselben Richtung, bewegte sich die Artillerie. Und plötzlich — die Russen mochten das Vorhandensein unserer Kanonen erkundet haben — platzten über uns die ersten Schrapnells.

Wer den sonderbaren Gesang dieser Dinger einmal erlebt hat, wird ihn nie wieder vergessen. Es ist von einer aufregenden Spannung, ihm zu lauschen. Zuerst vernimmt man nichts als entfernten dumpf-feierlichen Donner. Dann folgt jenes streichende, sauchende Singen, das die, die es noch nicht gewöhnt sind, atemlos ausblicken läßt. Und dann gibt es den erlösenden Krach. Ein kurzes Ausblitzen. Ein wunderschönes weißes Wölkchen wölbt sich am Himmel. Und man atmet auf: der Schuß ging diesmal noch zu kurz oder zu weit!

Solche Schrapnells platzten jetzt zu Duzenden in unserer Nähe. Es war, als ob die Hölle ihren Rachen geöffnet habe, bereit, uns alle zu verschlingen. Eine infernalische Musik hub um uns an: in einem wirren Durch-

einander setzer Donner, Fauchen und Krachen. Ein neuer, uns ganz fremder Rausch legte sich um unsere Sinne. „Vorwärts“, kommandierte unser Hauptmann, „in das Gehölz!“ Es war der letzte Befehl, den er gab. Während wir unserm Ziele zustrebten, mit klopfendem Herzen, ein brennendes Rot vor unseren Augen, sah ich noch, wie er fiel. Nun hatte ich den Befehl. „Vorwärts!“ nahm ich des Hauptmanns Kommando auf. Unsere Artillerie hatte sich schon längst hinter dem Gehölz aufgestellt, und als wir die ersten Bäume erreichten, krachte es schon aus den Schläunden ihrer Kanonen. „Gott“, dachte ich, „wie gut, daß wir da sind!“ In demselben Augenblick aber, da ich um mich sah, erstarrte ich bei dem Anblick, der sich mir bot: alle meine Leute, die zwei rangjüngeren Reserveleutnants inbegriffen, waren auf die dicksten Bäume zugestürzt und umarmten diese krampfhaft, aus dem instinktiven Bestreben heraus, sich Deckung zu verschaffen. Ueber uns sauchte und krachte es weiter, die Nester knackten, und es hagelte Eisen. „Soll ich es“, ging es mir durch den Kopf, während ich einen dicken Baumstamm ins Auge faßte, „soll ich ebenso machen?“ Aber ein Gefühl, das in diesem Moment nur Eitelkeit war, hielt mich davon ab, es zu tun. Ich warf mich im Gegenteil platt auf die Erde, zog ein Buch aus der Tasche und begann zu lesen. . .

Man sagte mir später, daß wir zur Untätigkeit verdammt, eine volle Stunde in dieser Situation ausgeharrt hätten. Mir selbst war jedes Maß für die Zeit abhanden gekommen. Und ich frage mich jetzt: werde ich jemals imstande sein, zu beschreiben, was damals in mir vorging? Heute mutet mich das alles geradezu als ein Erlebnis an, das vor meiner Geburt liegt. In dunklen, verschwommenen Umrissen erkenne ich nur das folgende:

Mein erstes Gefühl, während es über mir prasselte und um mich einschlug, sagte mir: nun mußt du sterben! Und eine seltsame warme Schwäche kam mich an. Tausende Einzelheiten aus meinem Leben rasten durch mein Gehirn, ich sah meine Eltern, meine Geschwister, meine Lehrer, meine Freunde, meine Braut. Und mitten in diesen Bildern überfiel mich die Frage: „Fürchtest du dich vielleicht?“ — „Nein, ich bin Soldat!“ — „Und gibst du gern dein Leben hin? Und wofür?“ — „Ja“, antwortet es in mir mechanisch weiter, „ich gebe es gern hin, denn ich gebe es fürs Vaterland!“ — Allein in das rein Mechanische dieses Denkens kam plötzlich ein sonderbares Glühen. „Höre“, rief von irgend woher eine Stimme, die mir die Gottes schien, „was war dein Leben bisher wert? Womit hast du dich verdient gemacht? Was hast du Gutes getan? Sprich!“ Und weiter: „Bist du ein Mann? Lebt ein Wille in dir, der stark genug ist, dieses armselige Dasein für ein hohes Ziel einzusetzen? Und kennst du dieses Ziel? Weißt du, daß es die Ueberwindung deiner selbst ist?“ Durch meine Brust ging das Brausen tausender Orgeln. Ich hörte den Gesang von Millionen jubelnder Menschen und eine Stimme rief: „Du Vogel Phönix!“

Ich schleuderte das Buch fort und sprang auf. Eine Ordonnanz kam herangesprengt. Sie wies auf einen Wald, ungefähr einen halben Kilometer links von uns und rief: „Auschwärmen! Angreifen!“

Das, was nun folgte, hastet ebenfalls nur als ein Bild wirren Durcheinanders in meinem Gedächtnis. Was ich hunderte Male im Frieden mit meinen Leuten geübt hatte, das führte ich jetzt praktisch aus, und zu meiner Verwunderung klappte alles bis auf die letzte Einzelheit. Wir gingen in einer langen Linie sprungweise vor, warfen uns nieder, suchten hinter allem, was gerade da war, Deckung und schossen. An das Krepieren der Schrapnells über uns hatten wir uns schon gewöhnt. In dem Walde, auf den wir losgingen, stand russische Infanterie. Davon, daß sie dort war, erhielten wir den ersten Beweis durch einen kurzen Ausschrei des Leutnants R. Er bog den Körper zurück, griff sich an die Brust, fiel nieder, wälzte sich zweimal von der einen Seite auf die andere und blieb steif. Er hatte einen Lungenschuß erhalten.

Das war wie ein Signal. Von derselben Sekunde an pfliffen die Kugeln in solchen Mengen über uns hin, daß wir uns eine ungefähre Vorstellung davon machen

konnten, wie stark die feindliche Stellung im Walde drüben war. Zum Glück wurden wir von unserer Artillerie von einem unsichtbaren Punkte aus auf das schärfste unterstützt. Die Geschosse über dem Walde platzten in fürchterlichen Mengen. Wir hatten das Gefühl, als mißten wir, einmal am Walde angelangt, nur Leichenhaufen dort vorfinden.

In mir war keine Spur von Jaghaftigkeit mehr. Ich befand mich an der Spitze meiner Leute. Ich besaß nur noch meinen Revolver, meinen Säbel hatte ich, ich weiß nicht wie, verloren. Immer blickte ich mich, wenn ich aufsprang, um einige Schritte weiter vorzugehen, kurz um. Und da nahm ich die sonderbarsten Dinge wahr. Mein letzter Leutnant fiel, mitten durch den Kopf geschossen, stumm hin. Mein Diener hielt nicht meine Tasche, sondern nur den Henkel meiner Tasche krampfhaft in der Hand und sein Gesicht glich nicht eines lebenden Menschen, sondern war eine bloße Maske. Meine Tasche aber sah ich, von dem Splitter einer Granate emporgerissen, hoch in der Luft oben, wo mein Odolfläschchen, mein Kamm und meine Zahnbürste einen lustigen Tanz ausführten. Von hinten kamen die wimmernden Laute eines Schwerdewundeten, der mir nachschrie: „Herr Leutnant, helfen Sie mir! Ich bitte Sie! Helfen Sie mir!“ Entsetzliche Lücken waren in meine Leute gerissen, derer, die noch aufsprangen, wurden immer weniger. Viele leuchteten, man sah nur das Weiße ihrer Augen, und ein Zug verbissener Wut war an ihnen. Diese Wut feuerte sie untereinander an. Jene Krisis, die den Höhepunkt der Angst bildet, hatten sie überwunden. Nun spannte die Eier, zu leben, ihren Willen zu einer letzten Anstrengung an. Ihre Herzen standen in roten Flammen.

Diese Flammen züngelten von Mann zu Mann und versetzten die Seele eines jeden Einzelnen in einen lodernen Brand. Auch auf mich sprangen sie über und hüllten mich vollständig ein. Ich sah und hörte nichts mehr, ich fand mich in einem Taumel. Ein heißes Glücksgefühl durchströmte mich, ein Gefühl, das nichts anderes war als die denkbar höchste Bejahung des Lebens angesichts des sicheren Todes. Ich lebte in diesen Augenblicken mit solcher Intensität, daß ich des Todes, als des einzig denkbaren Abchlusses, geradezu bedurfte. Nur noch hundert Schritte etwa trennten mich noch von dem Walde. Ich warf mich auch nicht mehr nieder und ich suchte auch keine Deckung mehr. Ich lief vorwärts, unter einem unwiderstehlichen Zwange. Und ich stürzte, als ich einen fürchterlichen Schlag gegen den Kopf erhielt, mit dem dunklen Gefühle der Erlösung zu Boden. . .

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, war es Nacht, stille, unheimlich stille Nacht. Von dem Walde, der vor mir liegen mußte, merkte ich nichts. An meiner Wange, bis an den Hals hinunter, klebte geronnenes Blut, unterhalb meines rechten Auges empfand ich einen beißenden Schmerz. Ich richtete mich auf und hielt Umschau. Rückwärts, in einer Entfernung, die ich auf 3 Kilometer schätzte, bemerkte ich in großer Zahl flackernde Lichter, die von brennenden Fackeln herzukommen schienen. Das war wohl der Verbandsplatz. Und so erhob ich mich und trottete langsam auf diese Lichter zu. Manchmal stolperte ich über Hindernisse. Diese Hindernisse waren Leichen. Allein ich war viel zu müde, und viel zu apathisch, als daß dieses noch hätte einen Eindruck auf mich machen können.

Nachdem ich eine halbe Stunde geschlichen war, stieß ich auf einen Proviantwagen, der mit seiner Deichsel fergengrade gegen den Himmel emporragte. Das hatte eine Granate getan. Neben dem Wagen lag Stroh, und auf diesem Stroh ruhte ein Offizier und schnarchte. Ich atmete auf, als ich so wieder auf den ersten lebenden Menschen stieß. Aber noch einen zweiten Eindruck tiefen Friedens hatte ich. Ein herrenloses Pferd näherte sich zögernd dem Stroh, blieb, als es mich bemerkte, stehen, spitzte die Ohren und machte sich schließlich doch an das Stroh heran. Den schnarchenden Schläfer genierte es nicht. Vom Hunger getrieben, zog es ihm vielmehr die improvisierten Polster unterm Kopf hervor und fraß sie gelassen auf. Der Offizier schimpfte im Schlafe und wälzte sich auf die andere Seite.

Je näher ich dem Verbandsplatz kam, um so phantastischer wirkte das wehende Licht seiner Fackeln. Ein seltsamer Lärm drang bis zu mir, der sich anhörte, wie der wilde Betrieb auf einer großen Vogelwiese. Das war von einer grotesken Schauerlichkeit, besonders deshalb, da um diesen grell-hellen, lärmenden Punkt die tief-stille, schwarze Nacht wie ein majestätischer Rahmen gespannt war. Ich näherte mich den Lichtern. Viele Menschen liefen scheinbar ziellos durcheinander und gestikulierten und schrien. Verwundete wurden auf Tragbahnen hin und her geschafft, wurden von zweien und mehreren gestützt, getragen, geschleift, auf der Erde kauerten Ärzte, die Notverbände anlegten, knieten barmherzige Schwestern, die bleiche, verzerrte Gesichter mit Schwämmen abwuschen, lagen Sterbende und Tote.

Ich wand mich durch dieses wirre Durcheinander und wurde von niemandem beachtet. Zwei Sanitätsoldaten schleppten einen Menschen an mir vorbei, an dem ich zunächst gar keine Verwundung entdecken konnte. Das grelle Licht fiel nur auf sein steinernes Antlitz. Als ich näher kam, glaubte ich umsinken zu müssen: beide Beine waren diesem Sohne einer Mutter bis zum Unterleib abgerissen worden. Am Wegrande stand eine Tragbahre und von ihr kam ein kindliches Wimmern. Es war ein Hauptmann, den ich als einen furcht- und nervenlosen Hünen kannte. Nun lag er da, viel kleiner geworden, gleichsam zusammengeschrumpft, und wimmerte. Ich streichelte ihm die Stirn. „Kamerad, wo seht's?“ — „Ach,“ hauchte er mit dankbarem Blick, „da . . . und da . . . und da . . . überall! Ich mache es nicht mehr. Es ist aus! . . . Geh, tue mir den Gefallen und sag's in Budapest meiner Frau!“ — Ich ging stumm weiter, denn es würgte mich. Meine eigene Wunde spürte ich längst nicht mehr und war froh, als ein Arzt, den ich anpackte, zu mir sagte: „Hier ist kein Platz. Wir können nichts machen. Nur für die Schwerverwundeten sind wir da. Kommen Sie, ich mache Ihnen schnell einen Notverband. Dann fahren Sie damit nach Krakau. Oder nach Budapest. Oder wohin Sie wollen.“

*

Am Vormittag des nächsten Tages machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach der Bahnstation G. Ich ging hoch oben auf dem Bahndamm, zwischen den Schienen. Es war ein wundervoller, trockener Herbsttag. Links von mir begann schon wieder eine neue Schlacht. Rechts dagegen lag die Landschaft im tiefsten Frieden. Ueber beide Seiten aber goß die Sonne ihr sattes Gold aus.



Abends nach Fünf in Wien.

Von Alfred Polgar.

Täglich gegen fünf Uhr abends spürt die freundliche Stadt Wien etwas von der großen Zeit. Ein Hauch des ferntobenden Kriegssturmes zieht da durch die Straßen und wirbelt eine große Menge papierener Feden auf. Das Geseß gegen die Kolportage, elastisch wie es ist, biegt unter dem Windhauch platt zur Erde; ist er vorbeigeweht, richtet es sich wohlgenut auf und steht stramm, bis wieder andern Tags fünf Uhr.

Täglich um diese Stunde läuft eine graue Schar verwahrloster Kinder, heulender Weiber, Typen im Keime geknackter Armeelieferanten, Kleinindustrieller, Krüppel, arbeitsloser Schriftsteller und anderer galizischer Flüchtlinge rund um und quer durch Wien und verkauft Extra-Ausgaben. Die andere Hälfte der Bevölkerung kauft.

Poetischer ausgedrückt: täglich um fünf Uhr nachmittags wendet das Schicksal in der Weltchronik (Ausgabe für Wien) mit Geräusch ein Blatt um. Alles hält den Atem an — oder schnauft, je nach Temperament — und liest. Lesegeduld zehnt Heller, hiervon zwei der Kriegsfürsorge gewidmet.

Die Extra-Ausgabe (außerordentliche, unregelmäßige Ausgabe) erscheint ordentlich und regelmäßig Tag für Tag. Viele Wiener richten die Uhr nach ihr.

Die Extra-Ausgabe besteht aus einem Blatt Zeitungspapier, dessen eine Seite bedruckt und dessen andere Seite leer

ist. In den meisten Fällen ist es gleichgültig, welche der beiden Seiten man liest.

Die Extra-Ausgabe gibt dem Inhalt der späten Abendblätter eine außerordentliche Erweiterung, indem sie das in diesen Abendblättern zur Kenntnis Gebrachte durch Benützung größerer und fetterer Lettern über eine wesentlich breitere Papierfläche verteilt.

Diesem groß gedruckten Text ist ein noch größer gedruckter Titel vorgefetzt. Für unaebulbige Gemüter empfiehlt es sich, nur den Titel zu lesen, weil in ihm die Erfolge unvergleichlich mächtiger, die Siege viel entscheidender und die Niederlagen der Feinde weit klaglicher sind als im Text. Am besten aber ist, man hält sich an die geschriebenen Inhaltsangaben des Extrablatt-Verkäufers, die der Kriegslage noch eine bedeutend liebenswürdigere Fassung geben als selbst der Titel.

Die Extra-Ausgabe ist teuer. Sie kostet 10 Heller das Stück. Doch hat der Käufer das freundliche Bewußtsein, daß 8 Heller von den 10 der Zeitungsherausgeber-Fürsorge gewidmet sind.

Journalistische Leistungen leben bekanntlich nur ein, zwei Stunden. Von dieser Kurzlebigkeit der Zeitung sind die Extra-Ausgaben ausgenommen. Man bekommt sie noch zehn, zwölf Stunden nach ihrem Erscheinen in allen Straßen Wiens warm zum Kauf angeboten. Eine richtige Extra-Ausgabe hält sich anderthalb Tag lang frisch.

In den guten alten Zeiten vom vorigen Jahr gehörte es zum Wesen der Extra-Ausgabe, daß die Passanten sie einander „aus der Hand rissen“. Erziehung und Gewöhnung haben es mit sich gebracht, daß derlei Rohheiten nicht mehr vorkommen. Heute muß man niemandem die Extra-Ausgabe entreißen. Jeder läßt sie gern und leicht fallen und steht es nicht ohne frohe Gemütnung, wenn ein anderer sie aufhebt.

Zur Belebung des Straßenbildes trägt die Extra-Ausgabe recht sehr bei. Die Nase der Verkäufer sind heute ebenso wie die Glockenfanale der Straßenbahn, die Huertöne der Automobile, das Gewieher der Pferde und die raube Melodie der Ruffcher-Zwiesprache ein wesentlicher Klang in der Symphonie der Großstadt und haben die charakteristische Eigenschaft eines solchen: man hört ihn nicht mehr, weil man ihn immer hört.

Vor allem aber dienen die Extra-Ausgaben zur Beruhigung der nervösen und schreckhaften Bevölkerung, der allein schon das durch die Straßen tönende „Extra-Ausgabe!“ die Gewißheit verschafft, daß es abermals nichts Neues gibt. Wenn eines Tages keine Extra-Ausgabe erschiene, würde sich der Stadt Unruhe bemächtigen; bei wiederholtem Ausbleiben des liebgeordneten Papiers müßte sich die Unruhe zur Panik steigern; und am Ende rottete sich wohl die Bevölkerung zusammen und schrie drohend: „Extra-Ausgabe!“

Auch eine gewisse volkswirtschaftliche Bedeutung kommt der Extra-Ausgabe zu. Arme Kinder sammeln sie, die weggeworfenen, und bieten das verwelkte Papier während der Abendstunden in Gast- und Kaffeehäusern zum Kauf an. Die autmütigen Gäste akzeptieren den Vorwand und schenken den Kleinen gern ein paar Heller. Hier wächst also die Extra-Ausgabe weit über ihre eigentliche Bedeutung hinaus und steigt empor in die höhere Kategorie der Blindhörsachen, Voegelwirtschen, Spitzwegerichsbomben und Schubbandeln.

Der tüchtigste Extra-Ausgabenverkäufer Wiens ist der kleine höckrige Junge mit Brillengläsern, der immer wie ein scheu gewordener Automat durch die Straßen rennt. Irgend ein seiner Bremsen verlustig abgangener Mechanismus scheint in dem buckligen Gehäuse rapid abzuschurren und eine knatternde Reihe von Explosionen: „Extraausgabe!“ hervorzurufen.

Nie habe ich den kleinen bebrillten Jungen anders als laufend gesehen. Während er seinen Papierwisch dem Klienten abgibt, läuft er am Fleck weiter. Keuchend, fanatisch, atemlos flüht er durch die Straßen, einem unbestimmten fernem Ziele zu und nimmt die Käufer wie lästige Hindernisse.

Ein Verkäuferer von Siemesnachrichten ist er nicht.

Am Tage, an dem der Fall der Festung Nowo-Georgiewsk gemeldet wurde, stürzte er durch die Stadt: „Noffo Gorgiff gefallen!“ Sein scharfes Organ gräßt eine lange helle Furche in den Straßenlärm. Sie bleibt, wenn er schon um die Ecke ist, noch eine Weile hinter ihm, eine Art Kielwasser des Geschreis.

Um sieben Uhr abends traf ich ihn wieder. Die anderen Extraausgabenverkäufer frochen schon die Häuserreihen entlang und das „Extraausgabe“ fiel aus ihrem Mund wie die letzten Tropfen aus einem abgedrehten Springbrunnenrohr. Der Höckrige aber fieberte noch, lenkte, schrie.

Er schrie jetzt: „Kolossal Sieg!“

Eine Stunde später karombolierte ich mit ihm neuerdings an einer Straßenecke, Leib gegen Leib. Er schnellte verduht

ein paar Schritte feilwärts, sah mich ſcharf an, niß dann plötzlich die Augen zu, hob den Kopf und krächte: „Nukland erobert!“ Bot mir gleichſam eine Entſchädigung für den Zuſammenstoß, der gute Junge.

Ein Vorübergehender ſagte mit Beziehung auf „Nukland erobert!“: „Na, es wird nicht ſo ara ſein.“ Das war Touche! Der kleine Mann ſchoß ein Stückchen die Straße hinauf, wandte den Kopf und ſchrie trotzig: „Nukland zertrümmert!“ Dabei blieb er nun auch, ſolange ſeine Stimme zu hören war.

Gegen ſechſ Uhr nachts traf ich ihn noch einmal. Da ſtand der bebrillte Budliſe — der Regen tropfte ihm von Hutrand aufs Papier — bei einer Straßenlaterne; ganz ſtill ausgekauft, abgeſchnurrt.

Und las neugierig ſeine Extraausgabe.



Türkische Gaſtfreundſchaft.

Von Johanna Weiskirch.

Wenn man ſeitſer das Verhältnis Europas und der Europäer zu der Türkei und ihren Bewohnern beleuchtete, geſchah es hundertneunundneunzigmal ſo, daß man Europa und ſeine Bevölkerung als die Gebenden, die Türkei und ihre Untertanen als die Empfangenden hinstellte. Es ſiel kaum einem einmal ein, zu denken, daß man von den Türken auch etwas lernen könne. Der ganze Dünkel des kulturlolgen Europäers ſprach aus dieſer Denkart, zu der er gar manchmal herzlich wenig berechtigt war. Ich könnte hier gleich ein Duzend und mehr Vorzüge des Türken aufzählen, die ihn hoch über den Europäer erheben. Sie wurzeln in Sitte und Brauch, die im Grunde doch beſtimmend für den inneren Wert eines ganzen Volkes ſind. Ich will mich aber darauf beſchränken, nur einen Vorzug des osmanischen Volkes, unter dem ich längere Jahre lebte, ins hellſte Licht zu ſetzen: ſeine vornehme Gaſtlichkeit! Ich ſage: vornehme Gaſtlichkeit und meine damit nicht nur die der höheren Geſellſchaftsklaſſen, ſondern die des ganzen türkischen Volkes bis hinab zum einfachſten Manne. Wie kann auch bei der ganzen Veranlagung des Türken ſeine Gaſtlichkeit anders als vornehm ſein? Und wie könnte ſie bei ſeiner Liebe zur Wahrheit von ſolcher Verlogenheit wie bei uns ſein?

Es wird keinem Türken — ich meine damit die echten, nicht die von Europas übertünchler Höſtlichkeit angefränkelt — einfallen, ſich Gäſte einzuladen, die er im Grunde ſeines Herzens lieber zum Kukud als an ſeinen Tiſch, unter ſein Dach wünſcht. Durch dieſe Ehrlichkeit der Einladung ſcheidet von ſelbſt die heuchleriſche Gezwungenheit europäiſcher Gaſtlichkeit aus.

Die Gaſtlichkeit des begüterten Türken, gleichviel, ob er den höheren oder einfacheren Ständen angehört, trägt außer dem Stempel der Vornehmheit auch noch den der Unbegrenztheit in des Wortes vollſter Bedeutung. Davon habe ich mich in der europäiſchen und in der aſiatiſchen Türkei überzeugen können und war oftmals des Staunens voll. Zwei Jahre hindurch wohnten wir in Haidar-Paſcha, dem an der kleinasiatiſchen Küſte gelegenen Vororte Konſtantinopels, freundnachbarlich mit einem aus vornehmer Familie ſtammenden türkischen Bey Haus an Haus. In dem weitläufigen Gebäude unſeres Nachbarn befanden ſich eigentlich das ganze Jahr hindurch, bald im Haremlik, bald im Selamlık (Frauen- oder Männerabteil), Gäſte, im Faſtenmonat Ramajan aber wimmelte es geradezu davon! Sind dem echten Türken die in ſeinem Hauſe weilenden Gäſte ſchon zu jeder Zeit heilig, ſo ganz beſonders in dieſem heiligen Monate. Da war das Haus meines Nachbarn geräuſcht, auch ungeladene Gäſte, deren nicht ſelten drei bis vier plötzlich eintrafen, aufzunehmen. Immer wurden ſie freundlich empfangen und nie gefragt, wann ſie wieder an die Abreiſe dächten. Ich entſinne mich, meinen Nachbar und ſeine lebenswürdige Gattin ſamt der als Geſellſchafterin im Hauſe weilenden Deutſchen nur einmal gar zu „dauerhaften“ Ramajan-Gäſten gegenüber

ungeduldig geſehen zu haben; das war, als ſie entdeckten, daß die von einem entfernten Dorſe zu Beſuch gekommene Familie eines früheren Dienſtboten das Haus mit Wanzen bedöckert hatte. Ich erinnere mich aber auch der Menge von Geſchenken, mit denen der wackere Huday-Bey dieſe Gäſte förmlich belud, als er der ihm zugeſagten Dauer ihres Beſuchs ein vorzeitiges Ende bereiten mußte. Dieſe großartige Gaſtlichkeit iſt bezeichnend für die des vermögenden Osmanen und, in beſcheidenerem Maßſtabe, auch für die des einfachen Mannes aus dem Volke. Einen ganz beſonderen Reiz erhält die türkische Gaſtfreundſchaft durch die ſchlichte und doch ſtolze Würde, mit der ſie geboten und ausgeübt wird. Wenn irgendwo, ſo macht ſich dabei die dem Türken angeborene vornehme Ruhe und ſeine völlige Unabhängigkeit von hundert und mehr europäiſchen Bedürfniffen und Wünſchen hervorragend bemerkbar. Es fällt keinem Türken ein, ſich den Anſchein eines reichen Gaſtgebers oder Gaſtes zu geben, wenn er es in der Wirklichkeit nicht iſt. Er bietet, was er hat, und der Gaſt, ſelbſt wenn er mehr erwartet hat, beſcheidet ſich würdig.

Bei der im allgemeinen einfachen Einrichtung des türkischen Hausweſens kann zu jeder Zeit ein Gaſt ankommen, ohne darum das Gefühl zu haben, für eine Weile einen wahren Mißſtand zu verurſachen. Eine Lagerſtätte, die auch bei dem reichen Türken ganz beſcheiden zu ſein pflegt, iſt unter allen Umſtänden ſchnell bereitet, und das mehr aus Gemüthen und Früchten als aus Fleiſch beſtehende Mahl ruft auch keine Aufregung hervor. Es entſteht kein haſtiges, aufgeregtes Laufen treppauf und treppab, wenn man als unerwarteter Gaſt ein türkisches Haus betritt und nach dem Herrn oder der Frau fragt. Es werden hinter mehrfach geöffneten und geſchloſſenen Türen keine erregten, ärgerlichen Debatten laut, die mitunter bis zum Ohre des Gaſtes dringen und die ſich damit beſchäftigen, ob man ihn annehmen oder ſich verweigern laſſen ſoll. Auch das ungebührlich lange Aufſchwarzenlaſſen der Hausfrau, wie man es in Europa ſich oft gefallen laſſen muß, gibt es in der Türkei nicht. Da melden ein Diener oder eine Dienerin in ſehr beſcheidener Weiſe, daß der Eſendi oder die Haum (Frau) Eſendi ſogleich erſcheinen werden, was auch geſchieht. Die Kleidung der türkischen Frau jeden Standes iſt meiſt ſo, daß ſie ſich, ohne ihrer Würde zu vergeben, darin ſehen laſſen kann. Nun ſtelle man ſich nicht auf den hochmütigen Standpunkt der Europäerin, indem man erklärt, man könne keine Parallele zwischen dem Haushalt einer Türkin und Europäerin ziehen. Doch, ſag ich! Die Türkinnen von früher und die von heute ſtanden und ſtehen ihrem Hauſe vor und erzogen und erziehen Kinder zu Menſchen, die vor ihren Eltern große Ehrſucht haben, was man von europäiſchen Kindern leider ſehr oft nicht behaupten kann. Und aus ſolchen Kindern ſind die Männer geworden, die nun beim furchtbaren aller Kriege in unerſchütterlich treuer Waffenbrüderſchaft mit Deutschlands Söhnen Seite an Seite kämpfen. Die Türken lernten von uns, aber ich bin überzeugt, daß unſere Soldaten von den osmanischen Kameraden auch manches lernen können und werden! So kann auch die deutſche Frau von der türkischen Frau lernen, nicht zuletzt auf dem Gebiete der Gaſtfreundſchaft.



Die drei Mütter.

Von Klara Blüthgen.

Sie führten gemeinſchaftlichen Haushalt, die drei; Hanna, die Lehrerin für paſſiſtheniſche Gymnaſtik, Lotte, die Buchhalterin in einer Nähmaſchinenfabrik und Marta, die Köchin für Eigenkleider.

Seit vielen Jahren dauerte nun ſchon dieſer urſolide Haushalt zu dreien, und ſo ſelbſtverſtändlich erſchien er, daß niemand mehr an irgendeine Aenderung dachte, ſei es

durch eine verspätete Heirat einer der drei, sei es durch irgendein anderes unvorhergesehenes Naturereignis.

Im Grunde wäre dies auch schade gewesen, denn etwas Hübscheres und Behaglicheres als die Wohnungseinrichtung, die sie sich nachgerade zusammengetragen hatten, ließ sich nicht gut denken. Jede hatte ihr Zimmer für sich, dazu gute alte Teppiche, Decken und Kunstgeräte, wie der verfeinerte Geschmack der Großstadt sie als etwas Selbsterständliches diktiert. Inmitten der drei Zimmer ein richtiger „Salon“ für das abendliche Zusammensein oder den Empfang von Gästen. Abgelegen, auf einem Seitenkorridor die große „Werkstatt“, in der unter den Händen von vier geschickten Helferinnen jene Gewänder nach Martas Inspirationen sich gestalteten, die später von den Bestellerinnen so teuer bezahlt wurden.

Tagsüber gingen die drei genau wie tausend und aber-tausend andere erwerbende Frauen der Großstadt ihrem Beruf nach, mittags nur zu einer hastigen Mahlzeit vereint, abends saßen sie beieinander in dem Salon unter der japanischen Lampe mit dem schön geschweiften Schirm und machten es sich gemütlich — d. h. sie erzählten, wie „sie sich quälen mühten“ und besprachen die Tagesmisere.

Sie gingen viel in Vorträge und ins Theater, kamen aber oft unbefriedigt zurück und kritisierten streng.

Vielmehr waren sie abgesspannt und misgünstig. Ihre Arbeit, die keinen anderen Zweck als das praktische Notwendige hatte, war ihnen nachgerade zur Last geworden. Ihrem Leben fehlte Freudigkeit und Glanz, die Wechselwirkung von praktischer Arbeit und einem ablenkenden idealen Moment. Mit der Liebe hatten alle drei nicht viel im Sinn. Wohl hatte vor Jahren jede von ihnen ihr Teilchen Erdenglück und Enttäuschungen durchgemacht, ihr Herz hatte gesprochen, ihre Sehnsucht ihnen das Glück am eigenen Herde gemalt. Allmählich aber waren sie müde geworden, hatten es gelernt, zu resignieren.

Sie behielten sich mit einer Aufwärterin, einer verheirateten Frau, die freilich fast den ganzen Tag zu ihrer Verfügung war.

Die Frau eines Sattlergehilfen. Eine Perle, aller Tugenden voll. Leider zugleich die Mutter eines kleinen Mädchens, das sie nicht gut allein lassen konnte. Ein liebes, stilles Geschöpfchen, blond mit braunen, dunkelbewimperten Augen, das der Mutter ständig am Schürzenbände hing. Es schrie gar nicht, schwatzte nur leise vor sich hin wie ein kleines Vögeltchen im Bauer, störte in Wirklichkeit garnicht, aber es war nun einmal da, die Gefahr lag nahe, daß es sich an den Kopenhagener Vasen und den Tiffany-Gläsern des Salons vergreifen oder sonst Unheil anrichten könne. Die drei sprachen wohl freundlich mit dem Emmchen, strichen ihm über den glatten Scheitel, schenkten ihm Keks — aber die Scheu älterer Unverheirateter einem vierjährigen Kinde gegenüber, die Angst, sich im Ton zu vergreifen, ließen sie nicht mit ihm warm werden. So nahmen sie es hin, als eine Last, die nun mal an der tüchtigen Mutter hing. —

Da kam der große Krieg. Die Erde schien zu zittern, jede bürgerliche Existenz in ihren Fugen erschüttert zu sein. Ein ungeheures Grauen, eine unbestimmte Angst überall. Auch die drei traf er wie ein entsetzlicher Schlag, der ihre ganze Zukunft in Frage stellte. Gut wenigstens, daß sie immer vorgesorgt und zurückgelegt hatten, so daß keine Not drohte.

Das ganze Leben bekam nun ein verändertes Gesicht. Die vornehmen Damen dachten nicht mehr daran, sich durch kallisthenische Uebungen Schlankheit und Behendigkeit zu sichern; ihre Kraft gehörte jetzt den Hilfsorganisationen und den Lazaretten. Für die Künstlerkleider war jede Stimmung geschwunden. Um die „Werkstatt“ nicht ganz zu schließen, wurde der Betrieb durch Marta und eine erprobte Helferin weitergeführt. In der kaufmännischen Abteilung der Nähmaschinenfabrik wurden drei Viertel aller männlichen Angestellten auf einmal einberufen, so daß nun die weiblichen Kollegen sich in Wahrheit „quälen“ mußten, um alles zu schaffen. Hanna, die nun garnichts mehr zu tun hatte, wirkte in einer Volksküche, Marta behielt bei den immer spärlicher werdenden Aufträgen

neben ihrer Schneiderei Zeit genug, Strümpfe zu stricken und die Liebesgabenpaketchen zurechtzumachen. Sie hatte drei Vettern im Felde, und wer sonst vielleicht eine Feldpostkarte schrieb, wurde umgehend durch ein Paketchen belohnt.

Dann fiel Hannas einziger Bruder bei Maubeuge, und eine schwere Trauer sank auf den friedlichen Haushalt der drei herab. Er hatte seiner Schwester sehr nahe gestanden, war oft als Gast dagewesen und von allen dreien gleichmäßig verwöhnt worden. Eine Kiste war gerissen, von der man glaubte, daß sie sich nie wieder schließen würde.

Emmchens Vater verdiente nun mit Tornisterarbeiten ein schönes Stückchen Geld. Da Not an Arbeitskräften war, mußte auch seine Frau mit einspringen; die drei waren genötigt, sich eine andere Hilfe zu nehmen. Emmchen blieb natürlich zu Hause und wurde in der kleinen, überfüllten, nach jeder riechenden Wohnung hin- und hergeschoben, wo sich ein Plätzchen für sie fand.

Und merkwürdig: sie, die immer nur ein Gegenstand des Unbehagens gewesen, fehlte nun bei den dreien unmerklich überall. Da war ein Restchen süßer Speise, das man sonst für die Kleine aufgehoben, das sie gar zierlich gelöffelt hatte, und mit dem man nun nichts anzufangen wußte. Oder in der Werkstatt lag ein übriggebliebener bunter Kattinfreien, aus dem sonst durch eine der Helferinnen ohne viel Mühe ein Schürzchen entstanden war — jetzt konnte man es unter die Lumpen werfen. Die Räume erschienen still, seitdem das leise Zwitscherstimmen fehlte, und öde, seitdem man keinen Unfug mehr darin zu fürchten brauchte. —

Ein paar Wochen später, und Emmchens Vater wurde als Landsturmmann einberufen — ein paar Monate später, und die Nachricht seines Todes traf ein. Die Frau stand vor der Geburt des zweiten Kindchens — es wurde rechtzeitig und tot geboren.

Die Mutter hatte gerade noch so viel Bewußtsein, sich an die frühere Herrschaft zu wenden, eine von „ihren Damen“ möge doch noch mal zu ihr kommen — es sei wegen des Emmchens.

Als aber Fräulein Hanna, die Abkömmlichste, bei ihr eintraf, war der letzte Kampf schon vorüber.

Kangestreckt lag sie da, jenen besonderen, erlösten Zug auf dem Gesicht, den der Tod so oft schwer arbeitenden Menschen ausprägt: Nun wartet nichts mehr auf mich — den kleinen Erdenbürger, der so wenig Lust zum Leben gezeigt, hatten sie ihr in den Arm gelegt. Eine Nachbarin war bei der Toten geblieben.

Das Emmchen saß in seinem karierten Kleidchen mit ungekämmten Haaren in einem Winkel und spielte mit einem Tornisterriemen, versuchte, mit den kleinen Händchen des harte Leder durch die Schnalle zu pressen. Scheu und verstört, in jenem ersten kindlichen Ahnen, daß nun alles anders geworden, wie es Waisenkinder so rührend macht.

Als Fräulein Hanna sich zu ihm bückte und ihm freundlich zusprach, fing es an zu schreien und versteckte den Kopf unter dem Arme. Sie stand ratlos, fand es unartig und undankbar, denn sie verstand nicht das geringste von kleinen Kindern.

„Ach Gott, das arme Würmchen, das kommt nun ins Waisenhaus, wo keins es lieb hat, und wo jetzt alles so voll ist. Es hing so an der Mutter, und die hatte es noch so gut mit es im Sinn, sie dachte, wenn sie ihre Damens noch mal spricht“ — jammerte die Nachbarin.

„Ja, was sollten wir denn dabei tun?“ fragte Fräulein Hanna, in der Erwartung von etwas sehr Unbehaglichem.

„Na, wie so'ne arme Frau sich das so denkt, wenn's ans Sterben geht und sie sich in ihrer Seele keinen Rat weiß. Sie meinte noch zuletzt, daß die Damens das Emmchen nun wohl hinnehmen würden, sie hätten das artige Ding ja immer so gern gemocht, und auch vor kurzem das schöne blaue Kleid geschenkt mit die roten und grünen Kringeln —“

„Wir? Wir haben doch alle unsere Arbeit!“ schrie Fräulein Hanna ganz entsetzt, und eine peinliche Perspekt-

live von der Störung ihres Friedens stieg vor ihr auf. „Daraus kann selbstverständlich nichts werden — niemals!“
„Na, für immer nun natürlich nicht. Das muß ja jeder einsehen. Aber man für die nächsten Tage, bis sie unter der Erde sind. Ich nähme sie ja gern selbst zu mir, aber meine haben beide den Keuchhusten. Wo in aller Welt soll ich nu mit die arme Kriegswaise hin? Das mit die Waisenhäuser geht doch auch nicht gleich so schnell!“

Inzwischen hatte sich das Emmchen auf ihre gute Freundschaft mit Tante Hanna besonnen. Ganz leise war es herangekommen, und plötzlich fühlte das alte Mädchen in ihrer Hand, mit der sie in kräftiger Abwehr auf den Tisch geschlagen, wirres Haar und ein weiches Kinderbäddchen, das noch tränennah war. „Tante — Mutter soll aufwachen.“

Etwas Wunderliches ging mit ihr vor: sie fühlte ihren Hals eng und trocken und ihre Augen nah werden, und hörte sich mit einer Stimme sagen, in der eine große Strenge mit einer ungewollten Weichheit rang:

„Wir wollen Sie nicht in Verlegenheit bringen. Für die nächsten Tage werde ich also das Kind mit mir nehmen. Aber verstehen Sie recht, nur für die nächsten Tage, bis hier alles vorüber ist. Suchen Sie mir mal das Notwendigste zusammen.“

Abends spät, als Fräulein Marta abgeht mit einem großen Paket Nähereisachen aus der Stadt, und Fräulein Lotte bestimmt heim kam, wurden sie zu ihrem Erstaunen schon auf dem Korridor empfangen.

„Pst — nicht so laut — sie ist eben eingeschlafen,“ wehrte Fräulein Hanna ab, und in ihren Augen war ein sonderbares jugendliches Leuchten.

„Eingeschlafen? Wer?“
„Nun, das Emmchen natürlich. Ihr wißt doch mit der Mutter — ich fand sie nicht mehr lebend. Ich wußte nicht wohin mit dem Wurm, da habe ich es mitgebracht — natürlich nur für die nächsten Tage.“

„Du bist wohl nicht gescheit. Das Kind wird die Nacht durch schreien —“

„I wo, seht doch nur mal an —“
Fräulein Hanna schob die Schiebetür zu ihrem Zimmer zurück. Da lag auf ihrem Bett, ganz versunken in die weißen gestickten Kissen das schlafende Emmchen, während für Hanna auf der schmalen Chaiselongue ein notdürftiges Lager hergerichtet war. Das Emmchen hatte sich rote Bäddchen geschlafen, man konnte so recht sehen, wie dunkel und lang die Wimpern an den geschlossenen Lidern waren, und wie fein geschwungen und an den Winkeln vertieft das rote Mündchen.

Die drei hielten den Atem an, um den süßen Kinderschlaf nicht zu stören.

„Wie ein Engelchen,“ sagte endlich Marta leise. Lotte nickte, und auf Hannas schwarzes Kleid tropften ihre Tränen.

„Das habe ich auch nun ins Haus gebracht. — Ihr beiden wißt es ja noch nicht, wie es ist, wenn man jemand verloren hat —“

Die „nächsten Tage“ sind längst vorüber, aber Emmchen ist noch immer bei den drei guten Tanten, die so gut zu ihr sind, daß man sie schon als Mütter ansprechen könnte.

In ihr Leben ist mit einem Male etwas Neues, Wunderbares gekommen, so viel Glanz und heimliche Freude. Ihre Arbeit hat Zweck und ist mit Freude gefüllt, und nachher ist da etwas, das alle Gedanken umstellt, das auf alle Dinge einen lichten Schein wirft und selbst das Schwere und Traurige weniger traurig und schwer erscheinen läßt.

Fräulein Marta nimmt die törichtesten Anforderungen ihrer spärlichen Kundinnen leicht, ja sie freut sich, daß ihrer so wenige sind, und daß ihr Zeit bleibt, ihre Inspirationen auf Kinderkleider zu richten, und für das Emmchen das Allerschönste und Aparteste auszukügeln. Fräulein Lotte denkt nicht mehr daran, wie sie sich „quälen“ muß, sondern, wie gut sie es doch vor anderen hat, daß zu Hause so ein Liebes, kleines Dingelchen ist, an dem auch sie teil hat.

Mittags, wo der frisch gedeckte Tisch jetzt allerdings an seinem vierten Platz durch ein weiß-blaues Wachstuch

verunziert ist, auf dem ein Kindertellerchen mit lauter bunten Kinderfigürchen auf dem Rande steht, geht es jetzt lebhaft zu. Jede der drei Mütter ist ängstlich darauf bedacht, daß das Emmchen nur das ihm Zuträgliche bekommt, nicht zu viel, nicht zu wenig, und genau so, wie die neuere Kinderhygiene es vorschreibt.

Ein großes Streiten gibt's, bei wem das Emmchen schlafen soll. Jede der drei möchte sie bei sich haben und sucht den anderen einzureden, daß sie zu überarbeitet, oder zu nervös seien, um eine gestörte Nachtruhe vertragen zu können. Aber das Emmchen schläft fest und stört niemanden, und selbstverständlich ist's Fräulein Hanna, die es „ins Haus gebracht hat“ — (sie tut sich noch immer darauf etwas zugute) und es nicht hergibt.

Wenn die drei Mütter mit dem Emmchen zu Nacht gebetet haben, und nun im Salon, der jetzt Wohnstube heißt, zusammensitzen, wobei immer mal eine aufsteht und auf den Zehen in Nebenzimmer schleicht, um sich zu vergewissern, daß das Emmchen auch wirklich schläft und sich nicht bloßgestrampelt hat, so überlegen sie zusammen, was aus dem Töchterchen werden soll. Mama Marta ist dafür, daß es im Kunstgewerbe, vielleicht sogar in der hohen Kunst, der Malerei, ausgebildet werden soll. Denn unzuverlässig künstlerische und ästhetische Anlagen hat sie in ihm schon entdeckt: in der Art, wie es einen Blumenstrauß, ein Monstrum, zerrupft und dann harmonisch nach den Farben zusammengelegt hat; wie es auf einem Briefumschlag mit dem Rotstift den Kanarienvogel samt dem Bauer geradezu erstaunlich gezeichnet hat. Mama Lotte ist für das Studium. Ihr selbst hat die Medizin als unerreichbares Ziel vorgeschwebt, für das leider die elterlichen Mittel nicht reichten. Für das Kleinkind wird es sich am Ende schaffen lassen, da doch ihrer drei da sind, um zuzuschließen.

Mutter Hanna aber schweigt, sie mag ihre Gedanken nicht preisgeben. Sicher würden sie auf eine entschiedene Ablehnung stoßen: Gar nichts Besonderes soll aus dem Emmchen werden, nur gut und tüchtig soll's sein, und dabei fröhlich, immer lachen und singen, daß man's durch die ganze Wohnung hört und selbst wieder dabei jung und fröhlich wird. Und einen recht guten Mann soll's bekommen — und wenn Gott will, eine ganze Reihe allerliebster Kinderchen. Enkelkinder für die drei Mütter. —

Und die drei Lebensfäden, die schon anfangen, etwas morsch zu werden, knüpfen sich an, an einen frischen Faden, der sich dem Leben entgegenrollt. — — —



Rüdesheim.

Von Dr. C. Spielmann.
(Schluß.)

Was uns außerdem noch in Rüdesheim auffällt, ist die Anwesenheit von einem halben Duzend Burgen, die mit ihren von Alter geschwärzten Mauern oder mit den modernisierten Türmen aus den Häuserreihen auftauchen. Rüdesheim ist der burgenreichste Ort des Rheingaus, und, was das Merkwürdigste ist, seine Burgen gehörten ursprünglich alle ein und demselben Rittergeschlechte, dem einheimischen nämlich, an. Die Herren von Rüdesheim ließen sich auf keine ganerbische Verbindung mit andern Adligen ein; zielbewußt gingen sie unentwegt ihre eigenen stolzen Bahnen. Nach und nach zweigten sich vom Hauptstamme, der sich einfach bloß „von Rüdesheim“ nannte, verschiedene Geschlechter, alle am Orte ansässig, ab. Das berühmteste davon war das der Brömser von Rüdesheim, das die drei Rosen mit dem Halbmonde im Wappen führte.

Der Burgsitz des Hauptstammes war die sogenannte Niederburg, jedenfalls die älteste der Rüdesheimer Burgen. Sie liegt am Rheine, lag früher sogar dicht an diesem. Einem kolossalen Würfel gleicht sie, und die eigentümliche Anlage ließ den Gedanken aufkommen, sie möchte vielleicht ursprünglich eine römische Festungsanlage gewesen oder

doch aus den Grundmauern einer solchen errichtet worden sein. Das ist nicht gerade wegzuerwerfen, aber auch nicht zu beweisen. Die trohigen Ritter von Rüdeshheim besaßen sie erb- und eigentümlich bis 1282; da zwang der Erzbischof von Mainz sie, wegen verübter Raub- und Gewalttaten, die Burg von ihm zu Lehen zunehmen und hübsch manierlich, als seine Erbburgmänner, in ihr zu leben. Das taten denn auch die Herren, bis sie 1548 erloschen und die Burg an die Brömser von Rüdeshheim kam, nach denen man sie uneigentlich heute benennt. Sie verfiel bald, bis sie nach dem Aufhören der mainzischen Herrschaft von dem Grafen von Ingelheim angekauft und zum Teil restauriert wurde. Goethe kam 1814 auf seiner Rheinreise gerade in diese Restaurationsepoch hinein. Die steilen Wände, schreibt er, sind durch neuangelegte Treppen ersteiglich; in dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Kontrast wohlangelegter Zimmer und großer, wüster, von Wackfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Nachdem der Meister sich zu den turmartigen Zinnen hindurchgewunden hatte, bewunderte er von droben ebenso die „herrlichste Aussicht“ vor, wie die in dem alten Schutt gepflanzten Gartenanlagen neben ihm.

Die Brömser von Rüdeshheim, die 1668 als letzte das zahlreiche Geschlecht der Ritter von Rüdeshheim beschlossen, waren, wie gesagt, die angesehensten unter den letzteren. Aus ihnen wurden von den Mainzer Kurfürsten mit Vorliebe die Vizedome (Statthalter) des Rheingaus ernannt. Aus ihrem Geschlecht hat sich auch die rührende Sage von Gisela Brömser erhalten. Ritter Hans Brömser hatte eine Kreuzfahrt ins Heilige Land unternommen und war dort in türkische Gefangenschaft geraten. Da gelobte er, falls er frei würde und glücklich heimkehren könnte — ein zweites Jephtha — ein Heiligtum, d. h. Kloster zu gründen und seine Tochter Gott zu weihen. Sein Wunsch wurde erfüllt und er stiftete das Kloster Notgottes im Waldtale hinter Geisenheim. Aber Gisela hatte sich unterdes mit dem jungen Ritter Otto von Rheinheim verlobt:

„Sie wollte nicht im Kloster so jung begraben sein,
 Sie stürzte sich getroster wohl in den tiefen Rhein. —
 Der Vater ging sie schauen; da schlug das Herz ihm schwer,
 Viel Klöster tat er bauen, ward doch nicht fröhlich mehr.
 Ihr Väter, büßt die Sünden nicht an dem Töchterlein,
 Und wollt ihr Klöster gründen, so geht auch selbst hinein.“

Nach einer andern Version ist Gisela Brömser aus den Fluten gerettet und durch Vermittlung und Entscheidung des Erzbischofs von Mainz mit dem Verlobten vereinigt worden.

Die eigentliche Brömserburg stand in der oberen Stadt; sie wird heute der Brömserhof genannt und dient als Armenhaus. Von den übrigen Burgen sind zu erwähnen die Mittelburg mit dem obeliskartigen Turme, eine Zeit lang im Besitz der Boos von Waldeck, daher Boosenburg geheißten, heute Privatbesitz, und die Vorderburg am Markte, von der aber heute nur noch ein Turm übrig ist. Der Saalhof, ebenda, ist gleichfalls noch ziemlich erhalten. Ueberhaupt hat das obere Rüdeshheim teilweise noch den Charakter eines mittelalterlichen Städtchens bewahrt.

Nahel bei Rüdeshheim besteht die kleine Siedlung Eibingen. Sie liegt seitlich von ihm, etwas höher, in den Weinbergen, und wird bereits 942 als Ibingen (Eibingen) genannt. Des Anklangs des Namens halber bringt es die Sage mit dem gegenüberliegenden Bingen in Verbindung; doch ist diese Sage, wie man sagt, mit der Holzart zurechtgehauen. Die Schweden, heißt es, setzten übers Meer nach Deutschland, da kamen sie in eine Gegend, da die Stadt Bingen lag, deren Bürger der Böse aber gänzlich in seiner Gewalt hatte, so daß sie ihm dienen mußten. Sankt Ulrich, der Bingerer Schutzpatron, wandte sich nun an die Schweden, um Bingen dem Teufel zu entreißen. Der schlaue Mephisto roch aber die Sache, nahm schleunigst Bingen unter den Arm und flüchtete mit ihm westwärts. Ueberm Rheine glaubte er sich in Sicherheit. Als er aber dort an der Nahemündung die Stadt niedersetzen wollte, spürte er, daß sie bedeutend leichter geworden war: er hatte drüben ein Stück davon verloren.

„Ei, ei Bingen, rief er heiser, Binger Abfall, kleines Stua,
 Kommt, ei Bingen! kommt herüber! doch der Abfall blieb
 jurüd.“

Und der Teufel floh das Städtchen, das Sankt Ulrich
 nun beschützt,
 Und das Dörflein wird dort drüben Eibingen genannt
 anigt.

Das Benediktinerinnenkloster, das 1148 von der Adelligen Bertha von Rüdeshheim gegründet wurde, erlitt im Bauernkriege und im großen Kriege widrige Schicksale, bestand aber bis zur allgemeinen Säkularisation, 1805. Dann traf es das Schicksal fast aller ähnlicher Institute: zwecklose, greuliche Verheerung. Goethe beschreibt uns das Innere, das einer wahren Mördergrube aeglichen hat. Nachher wurde es Nassauisches Zeughaus und 1835 in ihm der Vetsaal der Evangelischen für den Rheingau eingerichtet. Nunmehr ist es Gemeindezwecken wiedergegeben. Dafür ist 1904 ein ganz neues Benediktinerinnenkloster entstanden. Aber der Glanz und die Krone Rüdeshheims und der Umgebung bildet der Niederwald mit dem Nationaldenkmal. Droben, an der Grenze von Wald und Weinbergen, erhebt sich das hehre Bild, von Alldeutschlands Macht und Einigkeit, die Germania, stolz und frei.

„Am Rhein, wo Rebendüste mild
 Am waldige Hügel wehen,
 Siehst du ein herrlich Frauenbild
 Auf steiler Warte stehen,
 Des Landes Hort, des Landes Hut,
 Auf hohem Herrscherthron;
 Am Schwertgriff stark die Linke ruht,
 Die Rechte hält die Krone.“

Hell glänzt das gold'ne Lockenhaar
 Im sanften Sonnenscheine;
 Das hehre Antlitz spiegelt klar
 Sich in dem grünen Rheine.
 Hinauf mit Stolz die Schlösser seh'n,
 Die Hügel rings und fluren,
 Die Schifflein, die im Strome geh'n
 Auf blanken Silberspuren.

Keine bessere Stelle konnte für das Nationaldenkmal, für das Bild der Wacht am Rhein gefunden werden, keine treffendere Stellung konnte Johannes Schilling für diese erdenken; ruhig, defensiv, aber machtvoll. Dem Landeshauptmann Sartorius und dem Kurdirektor Heyl zu Wiesbaden gebührt das Verdienst, diesen Platz, den samt Umgebung im vorigen Jahrhundert die Grafen von Ostein vom Erstifste Mainz erworben und in einen Waldpark umgeschaffen hatten, als denjenigen bezeichnet zu haben, der sich für das Denkmal allein eigne. Es steht jetzt auf Domonialboden, da der gräfliche Besitz 1853 an den Nassauischen und mit diesem an den preussischen Staat übergegangen ist.

Seit dem Jahre der Einweihung, 1883, welche letztere bekanntlich von dem greisen Siegeskaiser Wilhelm inmitten einer glänzenden Fürsterversammlung vollzogen wurde, wird das Nationaldenkmal, wie wohl bekannt, zum Wallfahrtsorte Tausender von nah und fern. Gearbeitet wurde an der Herstellung des Ganzen über acht Jahre (1874—1883); zu den Erzgüssen hatte der Kaiser 550 Ztr. Kanonenmetall bewilligt; die Kosten betragen insgesamt 1 200 000 M., von denen auf Reichssteuer 400 000 M. kommen, während das Doppelte durch private Sammlung in ganz Deutschland aufgebracht wurde. Nun steht das hehre Erzbild schon drei Jahrzehnte da, der Stolz der Rüdeshheimer nicht nur, sondern des ganzen Rheingaus.

Beim Anblick der mit Reben bedeckten Rüdeshheimer Berghänge taucht uns unwillkürlich die Frage auf: Welche Rebsorten sind es, die hier, die im Rheingau überhaupt gezogen werden?

Während in andern Weingegenden die Arten der Reben in größerer Zahl und in verschiedener Auswahl gepflanzt werden, können wir im Rheingau deren hauptsächlich bloß vier unterscheiden. Die weltberühmte ist der Riesling mit dem hervorragendsten Bukett und geeignet,

auch in geringen Jahren einen befriedigenden Ertrag zu liefern. Man hält jetzt allgemein den Riesling für die älteste Rebsorte, die im Rheingau wächst. Die Orleansrebe, der Sage nach durch Karl den Großen heimlich gemacht, liefert schwere und im Geschmack nicht jedem zusagende Weine; sie braucht nach der Anpflanzung längere Zeit bis zum Ertrage, ist aber stark und ausdauernd. Sie, die früher viel gepflanzt wurde, geht jetzt andauernd zurück und wird nur noch am Rudesheimer Berg gezogen. Der Kleinberger wechselt im Ertrag sehr und bedarf, wenn letzterer annehmbar erscheinen soll, einer besonderen Zuchtmethode, zusammen mit einer sorglichen Wahl des Bodens. Der Oesterreicher ist seit etwa hundert Jahren an Stelle des Kleinbergers getreten und hat diesen allmählich, aber stetig verdrängt. Er schreitet neben dem Riesling vor und wird schon aus dem Grunde gern angebaut, weil er reichlich trägt, ja am reichlichsten von allen Sorten. Vieles wird er in minderwertigen Lagen, die sich für den Riesling allein nicht eignen, mit diesem gemischt gepflanzt. Diese drei Sorten liefern den Weißwein; die Rebsorte für Rotwein ist die Burgunderrebe, und zwar in zwei Arten: Frühburgunder und Spätburgunder (Klebroth). Ersterer ist wegen der geringen Verbreitung auch von geringer Bedeutung. Der Spätburgunder, den die Zisterzienser um 1150 aus Burgund mitbrachten, wird fast nur in der Gemarkung Ufmannshausen gezogen. Er besitzt eine große Anpassungsfähigkeit an den Boden und liefert auch meist reichlich.

Also, verehrter Wanderer und Besucher von Rudesheim und Nationaldenkmal, wenn du die vorausgegangenen Ausführungen gelesen hast und nun auf der wald- und rebenumkränzten Höhe siehst, dann wirft du vielleicht mit noch mehr Andacht hinabschauen auf die herrliche, von den Segnungen eines mehr als tausendjährigen Kulturfleißes erfüllte Gegend, wie sie vor dir sich ausbreitet. Und auch du wirst im Dämmer des Abends den Schatten des großen Kaisers Karl gewahren, wie er am Ufer entlang wandelt und seinen geliebten Reben Gedeihen spendet. Rheinwein und Rheinpoesie machen dein Inneres hell und empfänglich für jene Wahrheiten, die nur ein sinniges Gemüt finden und fassen kann. Ja, im Rheinwein ist Wahrheit und in der Rheinpoesie Klarheit; willst du's erproben; in Rhein-Rudesheim wirst du beides sicher kennen lernen.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Die Kübel.

Es ist schon so: Die neue Zeit hat allerhand hervorgebracht und eingeführt, was nicht notwendig war, weil das Alte seine Aufgabe auch ganz gut erfüllt hatte. Aber man findet unter dem Neuen doch auch vieles, was recht gut und vortheilhaft ist und deshalb die Feindschaft nicht verdient, die ihm von manchen Leuten entgegengebracht wird. Die Warnisrieder gehörten zu denen, die sich an ihren alten Gewohnheiten hingen und über alles spotteten, was neuartig war. Sie ließen die Städter einbildeln und hockförmig, weil da auch die Frauen Federhüte aufsetzten und die Männer Handschuhe und Mäntel trugen und weil sie gedruckte Kalender brauchten, um die Zeit zu scheiden. Die Warnisrieder verführten da freilich einfacher. Sie häneten sieben Kübel auf Bänke, wenn die Woche anging, und stießen jeden Tag einen herunter. Wenn alle Kübel erniedrigt waren, wußten die Männer, daß die Woche herum war und daß der Sonntag vor der Tür stand. Der Sonntag war ihnen aber nicht nur der Tag des Herrn, sondern auch der Schrammentag von Mindelheim, an dem sich alle Warnisrieder in dem schönen Schwabenstädtchen einzustellen pflegten. Nun geschah es aber einmal, daß sich in einer Herbstnacht ein arger Sturm erhob und einen Kübel herunterwarf, ohne daß es die Warnisrieder gewahr wurden. Sie setzten die Woche fort und kamen in ihren Sonntagssachen schon zur Schranne, als die Mindelheimer erst Samstag hatten und noch in ihrer Wochenarbeit steckten. Die Stadtleute hielten mit Spott nicht zurück und ihre spitzigen Reden wirkten bei den Warnisriedern wie Talskragen im Dunkeln.

Sie sahen da die Mangelhaftigkeit ihres Zeitmessers, was zur Folge hatte, daß der Ankäufer von Mindelheim trotz des vorgeschrittenen Jahreslaufes ein gutes Geschäft mit gedruckten Kalendern machte.

Vom Beten und Dreinhauen.

Die betagte Bauernmutter geht schon seit einer Woche sehr bedrückt umher. Das Essen schmeckt ihr nicht und der Schlaf flieht sie. Man sieht ihr die stille Sorge aus dem bekümmerten Gesichte an. Was fehlt? Ihr Jüngster hat schon seit geraumer Zeit nicht mehr geschrieben. Sie weiß, daß er in sehr gefährdeter Stellung ist. Das Mutterberg lebt alle Mühseligkeiten und Strapazen mit, die unsere Tapferen im Felde ertragen müssen. Der Vater ist aus härterem Holze geschnitten. Ihm sind ja auch die beiden Jungen keine ganze Freude, kein ganzer Stolz. Aber man muß sich hineinfinden. Er selbst ist ja auch im Feldzug gewesen. Darum weiß er, daß es da mit dem Nachrichtenwesen oft seine Daten hat. „Du mit immer studieren, Mutter!“ murrte er sie auf, „laß dem Schubengel auch eine Arbeit!“ Wenn gleich es ihm manchmal selber nimmer geheimer ist. Diesmal dauert das Schweigen des Jüngsten besonders lange. Alle Morgen sah sich die Mutter nach dem Postboten die Augen aus. Und wenn er dann verneinend winkte, lag der beginnende Tag wie ein Alp auf ihr. Endlich am anderen Morgen legte der alte Postbote lächelnd einen Feldbrief zum Fenster herein. Der alten Mutter kamen Tränen, als sie die Zeilen von der Hand des Jüngsten sah. Der Brief war an den Vater gerichtet, enthielt meist Nachrichten über Fortschritte in den letzten Wochen und war voll Inverstand geschrieben. Der Mutter fiel ein Stein vom Herzen, denn sie hatte schon Schlimmes vermutet. Da kam die Nachricht. Sie galt ihr. „Habet nur keine Sorge, liebe Mutter, und laßt Euch Euren Kaffee mit Schmecken, wegen Eures Bubens. Schaut, der Himmel ist mit uns. Vor kurzem machte der Feind einen Angriff mit Gasbomben. Der tödliche Dunst kam gegen uns. Hart vor unserer Stellung machte er halt. Da drehte sich der Wind und die ganze Wolke wich gegen jene zurück, von denen sie ausgeschiedt worden war. Sie waren ohne Masken und fielen zu Hunderten betäubt nieder; die Ueberlebenden wurden zu Gefangenen gemacht. Glaube mir, es war ein reines Wunder. Drum tu Dich nicht kümmern! Sorge hilft gar nichts. Gebet und dreinhauen, das hilft! Sei also getröstet, wir haben Brieffperre gehabt.“ Der Druck war verschwunden; im Herzen der Mutter war's wieder Licht geworden.



Luftige Ecke.

„Warum so schweigsam?“ sagte er. „Sie haben seit zehn Minuten kein Wort gesprochen.“ — „Ich hatte nichts zu sagen,“ antwortete sie. — Er sah mit einem Hoffnungsstimmchen im Auge da. „Hören Sie,“ sprach er, „sagen Sie nie etwas, wenn Sie nichts zu sagen haben?“ — „Aber nein,“ erwiderte sie. — „Wollen Sie,“ sagte er, „meine Frau werden?“

Ein älteres Ehepaar pflegte häufig zu tanzen. Eines Tages, nach einer besonders unerwarteten Szene, bemerkte die alte Frau mit einem Seufzer: „Ach, ich wollte, ich wäre im Himmel!“ — „Ich wollte, ich wäre in meiner Stammtafel!“ rief ihr Mann aus. — „Ach ach,“ meinte seine Alte. — „du suchst dir natürlich immer das Beste für dich selbst aus.“

Jung-Artur erfüllte nicht die Erwartungen seines Vaters in Bezug auf seine Studien in der Schule und wurde daher um eine Erklärung ersucht. „Wie kommt es, Artur,“ fragte der sornige Vater streng, „daß du wieder der Letzte in der Klasse bist?“ — „Ich kann nicht einsehen, was für einen Unterschied es macht, ob ich obenau oder unten sitze,“ war Arturs friedliche Entgegnung. „Weißt du, an beiden Enden wird genau dasselbe gelehrt.“

„Mama! Mama!“ brüllte Fräulein, als die übliche Morgenwache statthat. „Gehören meine Ohren zum Gesicht, oder zum Hals?“ — „Wann zauderte. Wie? Was ist denn los?“ fragte sie. — „Ich möchte das jetzt entschieden haben. Jedesmal, wenn du Marie sagst, mein Gesicht oder meinen Hals zu waschen, wäscht sie auch meine Ohren.“

„Warum wollen Sie nicht auch etwas von meinem Tische kaufen?“ fragte das junge Mädchen an dem Wohlthätigkeitsbazar. — „Weil ich,“ entgegnete der alatzüngliche Jüngling, „nur bei Damen kaufe, die nicht hübsch sind. Die haben es soviel schwerer etwas zu verkaufen.“ — Und damit kam er die ganze Linie entlang!